

Matthias Jügler: „Maifliegenzeit“

Die DDR – ein vermintes Gelände

Von Helmut Böttiger

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 27.03.2024

In „Maifliegenzeit“ zeigt der 1984 geborene Matthias Jügler, wie das Leben in der DDR bis heute weiterwirkt und lange Verdrängtes aufbricht. Es geht um Babys, deren Tod vorgetäuscht worden sein soll, um sie anderen Paaren zur Adoption zu überlassen: ein Trauma für alle Beteiligten.

Die DDR ist auch heute ein stark vermintes Gelände. Wenn man sich ihr nähert, kann viel Verdrängtes an die Oberfläche kommen, und es gibt etliche sich widersprechende Stimmen, die eine Deutungshoheit für sich beanspruchen. Der Schriftsteller Matthias Jügler wurde 1984 in Halle an der Saale geboren, war beim Ende der DDR also 5 Jahre alt, aber auch in seinem neuen Roman „Maifliegenzeit“ dreht sich alles um das Lebensgefühl in der DDR. Der Autor unternimmt diese Exkursionen in ungewisses Gelände wohl im sicheren Wissen darum, dass sein Unbewusstes viel damit zu tun haben muss.

Im Zentrum steht ein sehr persönliches Drama. Daniel, das Kind von Katrin und Hans, stirbt, so sagen es jedenfalls die Ärzte, 1978 unmittelbar nach seiner Geburt im Krankenhaus. Es war ein Wunschkind, das Zeichen für eine liebevolle Beziehung, aber durch diese Erfahrung zerbricht etwas. Katrin hatte gleich das Gefühl, dass da etwas nicht stimmte: Das Kind habe ganz normal geschrien und sehr gesund gewirkt, und die Ärzte seien merkwürdig gekünstelt und verschlossen gewesen. Hans aber will davon nichts hören. Er kann ihre Zweifel nicht ertragen, er will instinktiv, dass sie den Tod des Kindes akzeptiert und nicht vergebliche Kämpfe aufnimmt.

„Zu diesem Zeitpunkt waren wir fünf Jahre zusammen, und nun, als ich stumm wie sie in das Dunkel des Zimmers starrte, drängte eine Erkenntnis in mein Bewusstsein, genauso klar wie diffus: In unsere Trauer über den Verlust eines gerade erst geborenen Kindes hinein wuchs schon ein weiterer Verlust, dem ich bloß noch keinen Namen geben konnte.“

Der verlorene Sohn – und ein Schuldgefühl

Erzählt wird das im Rückblick, Jahrzehnte später, von Hans in Ich-Form. Er laboriert immer noch an einem Schuldgefühl, und das wurde nach 1989 immer bedrängender. Katrin ist 1987 früh an Krebs gestorben. Zwei Jahre später, nach der politischen Umwälzung, kann man die

Matthias Jügler

Maifliegenzeit

Penguin Verlag, München

153 Seiten

22 Euro

Krankenhausakten einsehen, Hans' neue Freundin Anne drängt ihn dazu. Langsam mehren sich die Indizien dafür, dass von den Behörden damals tatsächlich etwas vertuscht wurde. Und da in diesem Roman die Zeiten ständig ineinanderfließen, weiß der Leser schon nach wenigen Seiten, dass Daniel, Hans' tot geglaubter Sohn, jetzt, vierzig Jahre später, plötzlich angerufen hat. Doch weder für den Vater noch für den Sohn ist es eine glückliche Kontaktaufnahme.

„Ich habe wirklich alles versucht, aber als dann deine Mutter gestorben ist, als Katrin dann gestorben ist, Daniel...“

„Daniel?“ fragte er überrascht, und ich schwieg, weil ich nicht wusste, worauf er hinauswollte.

„Ich heiße Martin“, sagte er.

Die Sprachlosigkeit in der Familie sensibel evoziert

Der Roman arbeitet mit kurzen Szenen, Vor- und Rückblenden, Cliffhängern und abrupten Stimmungswechseln. Die Geschichte, die bis zum Schluss unerwartete und doch logische Wendungen nimmt, wird immer wieder unterbrochen durch zeitlos wirkende Beobachtungen an der Unstrut, dem thüringischen Fluss. Hans ist ein passionierter Angler, das hat er wiederum von seinem Vater übernommen. Für Hans' Vater war das Angeln an der Unstrut tief in der DDR-Zeit eine Möglichkeit des Rückzugs. Als ihn der heranwachsende Hans einmal am Fluss überraschen wollte, sah er aus der Ferne, dass der sich unbeobachtet wahnende Vater heftig weinte. Die Mutter tat das dann aber ab und wollte davon nichts wissen.

Das Schweigen, die Sprachlosigkeit in Hans' Familie wird wie nebenbei evoziert, erklärt wird nichts. Aber es sind solche Spiegelungen, die den Roman ausmachen. Hans laboriert an seinem Vater und an seinem Sohn. Früher war ihm die Angelmanie seines Vaters ziemlich merkwürdig vorgekommen. Aber dann, als seine Frau ihn nach dem vermeintlichen Tod ihres Sohnes verlässt, sieht er sich selbst in den Keller gehen und nach der alten Angelausrüstung suchen. Er stellt sich an die Unstrut und spürt auf einmal dieselbe Nervosität, die er an seinem Vater wahrgenommen hatte. Allegorische Szenen mit dem Angeln und mit Fischen durchziehen den ganzen Roman.

„Von allen Insekten ist die Maifliege das einzige, das sich ein zweites Mal häutet. Erst wenn dies geschehen ist, kann der Paarungstanz beginnen, die Männchen stürzen sich auf die Weibchen, klammern sich an ihnen fest und dringen in sie ein. Dieses Ritual dauert nur wenige Sekunden. Sofort danach sterben die Männchen, taumeln auf das Wasser, werden mit der Strömung davongetragen und der Reihe nach von den gierig zuschnappenden Fischen gefressen.“

Der Realbezug bleibt dem Nachwort vorbehalten

Die erste Begegnung mit Hans' mittlerweile vierzigjährigen Sohn verläuft ganz anders, als Hans es sich ausgemalt hatte. Daniel, der jetzt Martin heißt, ist ganz selbstverständlich bei Leuten aufgewachsen, die er Ma und Pa nennt, und erst nach deren Tod stellte er fest, dass er kurz nach seiner Geburt von ihnen adoptiert wurde. In Unterlagen, die er Hans wütend und vorwurfsvoll vorlegt, wird eine Verwahrlosung seiner eigentlichen Eltern dokumentiert,

sie seien Alkoholiker gewesen, und er zeigt sogar Unterschriften von Hans und Katrin unter der Adoptionsfreigabe vor. Hans gelingt es zumindest vorläufig nicht, ihn von der wahren Geschichte zu überzeugen.

In einer kurzen Nachbemerkung erklärt der Autor, dass sein Roman auf einer wahren Begebenheit fuße. Man schätzt die Zahl der Fälle von solch vorgetäuschem Kindesod in der DDR auf bis zu 2000, aufgeklärt sind bisher nur drei davon. In „Maifliegenzeit“ gibt es keine Andeutungen über die Hintergründe. Auch über die Identität der Adoptiveltern erfährt man nichts, und es fällt nur einmal beiläufig die Bemerkung, dass weder Hans noch Katrin irgendwelche Probleme mit der Stasi gehabt hätten, sie führten ein unauffälliges Leben. Aber das verdichtet nur noch das Unheimliche der Szenerie.

Jügler gelingt es, eine bestimmte DDR-Atmosphäre ohne aufdringliche politische Signale zu vermitteln. Besonders eindrucksvoll ist die Charakterzeichnung seines Ich-Erzählers Hans – das Überfordertsein, das Sich-Wegducken, die Angst vor den Konsequenzen, die die Ahnungen seiner Frau Katrin haben könnten. Instinktiv akzeptiert er das Schicksal und rastet aus, wenn Katrin von ihm fordert: „Jetzt sag doch was!“ Der Staat DDR wird in diesem Roman kaum konkret benannt. Umso intensiver entwickelt sich das Geschehen, das in einer kaum glaublichen Vergangenheit beginnt und in die unmittelbare Gegenwart reicht. Matthias Jügler hat bei der DDR und bei der Post-DDR genau hingeschaut.